

The background is a light blue, distressed wooden surface. Scattered around the text are various flowers and petals: pink and light pink petals in the top left, a cluster of small purple flowers in the top right, a large pink ranunculus in the middle right, and several pink dahlias in the bottom right. The text is arranged as follows: 'SARAH HARRISON' in black, 'Die' in red, 'Fülle' in large red, 'des' in red, and 'Lebens' in large red.

SARAH
HARRISON **Die**
Fülle
des
Lebens

Weltbild

Zwei gegensätzliche Frauen am Wendepunkt ihres Lebens – der Roman einer außergewöhnlichen Freundschaft

Isla Munro ist eine erfolgreiche Schauspielerin und seit zehn Jahren mit dem bekannten Anwalt Richard Wakefield verheiratet. Als sie die Künstlerin Jen kennenlernt, ist es Sympathie auf den ersten Blick. Doch Jen ist seit zwölf Jahren Richards Geliebte.

Wird die Freundschaft der beiden Frauen stark genug sein, um die Gefühle von Verrat, Zorn und Eifersucht zu überwinden?

Sarah Harrison

Die Fülle des Lebens

Roman

Aus dem Englischen von Gisela Stobbe

Weltbild

Die Autorin

Sarah Harrison wurde in England geboren, verbrachte jedoch einen großen Teil ihrer Kindheit im Fernen Osten und in Deutschland. Nach dem Studium arbeitete sie einige Jahre für eine Frauenzeitschrift, und seit 1971 ist sie als freie Schriftstellerin und Journalistin tätig.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Flowers won't fax.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1997 by Sarah Harrison

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1999 by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co
KG, München

Übersetzung: Gisela Stobbe

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-004-6

»Mistkerle!«

»Wie bitte?«, fragte Isla höflich.

»Mistkerle!«, wiederholte der Taxifahrer, wobei sein Gesicht rot anlief.

Dieses Mal beschränkte sich Isla darauf, nur mitfühlend zu seufzen. Sie spürte, dass der Ausbruch des Fahrers wohl ebenso einer menschenverachtenden Grundhaltung wie irgendeinem plötzlichen äußeren Reiz zuzuordnen war und hatte keine Lust, noch zusätzlich Öl ins Feuer zu gießen. Während des ganzen ›Wo ein Wille, ist auch ein Weg‹-Mittagessens im Café Royal, bei dem behinderte Leistungsträger von einer beherzten Labour-Baronin ausgezeichnet wurden, hatte sie gelächelt, applaudiert und mit gespannter Aufmerksamkeit einer Reihe von Pflegern, Nachbarn und Familienmitgliedern mit feuchten Augen gelauscht. Sie hatte eine fast an Hysterie grenzende Erleichterung verspürt, als einer der Preisträger – ein Athlet mit Haarausfall im Rollstuhl – eine Hand auf ihr Knie gelegt und ungeniert verkündet hatte, dass sein Schwanz noch einwandfrei funktioniere. Selbst Helden konnten geile Böcke sein.

Der Taxifahrer schlug mit beiden Händen den Rhythmus irgendeines Songs auf das Lenkrad. »Scheißverkehr«, verkündete er und stellte den Motor ab.

Die Regent Street in Richtung Norden war zu. Die mit Abgasen geschwängerte, hochsommerliche Hitze flirrte um das Taxi, das aussichtslos zwischen einem Linienbus und einem Reisebus voller Touristen eingezwängt war.

Der Fahrer kurbelte sein Fenster ganz herunter und lehnte sich hinaus. Er trug eine lustige Schottenmütze, die zu seinem giftigen Gesichtsausdruck nicht recht passen wollte.

»Hey!«, bellte er irgendeine unsichtbare Gestalt weiter vorne an.

»Was, zum Teufel, ist denn da los, Kumpel?«

In ihrer Zeit als Schauspielschülerin in den frühen Siebzigerjahren war Isla kurz mit einem Buddhisten aus Manchester liiert gewesen, dem sie die Kenntnis verschiedener Entspannungstechniken verdankte. Sie drückte ihr Rückgrat gerade gegen die Rückenlehne des Sitzes, stellte

die Beine nebeneinander auf den Boden und legte die Hände locker auf die Oberschenkel. Dann atmete sie tief ein und schloss die Augen, während sie langsam wieder ausatmete.

Doch die aus grauer Vorzeit stammenden Lektionen eines Buddhisten aus Manchester wirkten nicht bei einem lauthals herumrögelnden Londoner Taxifahrer. Das lautstark durch das offene Fenster geführte Gespräch hielt noch mindestens eine Minute an und mündete dann in ein zwar leiseres, aber mitnichten weniger aggressives Gemecker, das zu ignorieren Isla jedoch der Anstand gebot.

»... scheren sich einen Scheißdreck darum, dass unsereins auch mal nach Hause will und irgendwie auch seine Brötchen verdienen muss.«

Isla öffnete die Augen und fing den cholerischen Blick des Fahrers im Rückspiegel auf.

»Wirklich schlimm«, pflichtete sie ihm bei.

»Ich meine, Sie wollen nach Hampstead. Ich wohne in Stockwell, die Meute da« – er deutete auf den Reisebus zu ihrer rechten Hand – »will zum Phantom, zum Saigon und all den Attraktionen im Westen. Und wie stehen unsere Chancen?« Er machte eine Handbewegung, die ihr bedeutete, dass sie darauf ja nicht antworten sollte. »Ich will darüber gar nicht erst weiter nachdenken.«

Isla schlug die Beine wieder übereinander und verschränkte die Finger. Es war stickig im Taxi, doch das Fenster herunterzukurbeln hieße, sich dem ganzen Lärm und der Luftverpestung von draußen auszusetzen, was noch schlimmer wäre. Sie starrte durch die Scheibe, bekam aber mit, dass der Taxifahrer sie durch den Rückspiegel anstierte und eindeutig auf die Antwort wartete, die er vorher abgewürgt hatte.

»Woran liegt das denn Ihrer Meinung nach?«, fragte sie.

»Lady, wenn ich das wüsste, würde ich diesen Job nicht machen. Dann wäre ich beim Geheimdienst«, erklärte er triumphierend, weil er auf seine Kritik noch eins draufgesetzt hatte.

Isla schenkte ihm ein müdes, mitfühlendes Lächeln und wandte dann ihre Aufmerksamkeit dem Bus neben ihnen zu. Einige Passagiere wollten ihre Zeit nicht weiter verträdeln und stiegen aus, um zu Fuß zu gehen. Von denen, die sitzen blieben, drückte der eine oder andere in stummer Verzweiflung den Kopf gegen das Fenster – möglicherweise aber auch,

um besser die Straße übersehen zu können, in der stillen Hoffnung, den Grund des Übels zu erkennen. Eine Frau auf dem geräumigen Sitz neben der Tür machte einen optimistischeren – oder zumindest einen nicht ganz so verzweifelten – Eindruck. Sie hatte sich lässig nach vorne gebeugt, stützte das Kinn auf die verschränkten Arme und blinzelte mit katzenartigen Augen in die blendende Sonne.

Ihr Gesicht war kantig mit einer ausgeprägten Kinnpartie und einem breiten Mund; ihr fülliges, ungepflegtes blondes Haar ließ vermuten, dass sie nicht gerade einem Top-Friseur in die Finger geraten war. Das konnte man von Isla nicht sagen ... Sie wandte den Blick ihrem eigenen Spiegelbild zu und berührte ihr seidiges schwarzes Haar, bei dem sie jeder Zentimeter Schnitt zusammen mit der kosmetischen Pflege mehrere Pfund gekostet hatte.

»Jetzt geht's los«, sagte der Fahrer mit grimmiger Freude. »Jetzt kommen die Entschuldigungen.«

Zwei Polizisten in kurzärmeligen Hemden und fluoreszierenden Westen kamen mit Walkie-Talkies durch die Gasse zwischen den Autoschlangen näher. Sie beugten sich bei jedem Auto vor, um mit dem Fahrer zu sprechen. Einer der beiden, ein junger Mann in den Zwanzigern mit Sonnenbrille, hatte wirklich beachtliche Arme, stellte Isla für sich fest. Als er in Richtung Oxford Circus deutete, konnte sie kaum den Blick von dem festen Muskelstrang seines Unterarms wenden, der sich unter einem goldgelben Haarflaum spannte ...

Die Aussicht auf eine handfeste Information schien den Taxifahrer aufzuheitern. Er kurbelte das Fenster wieder herunter und empfing den jungen Polizisten mit einem breiten Grinsen.

»Na los, was haben wir denn diesmal für eine Überraschung auf Lager? Die Ampeln am Circus mal wieder ausgefallen?«

»Ich fürchte nein«, sagte der Polizist mit ausgesuchter Höflichkeit und bezog mit einem Blick durch die offene Trennscheibe auch Isla in seine Antwort mit ein. »Leider haben wir es wohl mit einem Sicherheitsalarm zu tun.«

»Bomben?«

»Das lässt sich nicht ausschließen. Wir haben das Gebiet abgesperrt.« Der Fahrer zog sich die Schottenmütze vom Kopf und wischte sich

damit das Gesicht und den Hals ab. »Was können Sie uns denn sonst noch anbieten, außer in Stücke zerrissen zu werden oder an einem Herzinfarkt zu sterben, Officer?«

»Wir sind gerade dabei, eine Umleitung einzurichten, es wird jede Minute weitergehen.«

»Ja, und der Teufel hält sich an die zehn Gebote. Können wir denn mit dieser Minute schon in ein paar Stunden oder erst ab morgen rechnen?«

Der Polizist lächelte Isla an, und für den Bruchteil einer Sekunde blitzte in seinen Augen so etwas wie Erkennen auf. »Diese Minute wird nicht mehr lange auf sich warten lassen.«

»Du lieber Gott«, stöhnte sie, »glauben Sie, dass wir das hier einen ganzen Sommer lang mitmachen müssen?«

»Ich hoffe nicht. Ist nicht gerade gut für die Tourismusbranche.« Er klopfte aufs Autodach und ging weiter.

»Scheiß auf die Touristen«, knurrte der Taxifahrer. »Und was ist mit den Arbeitern?« Zum ersten Mal drehte er sich um und sah Isla direkt ins Gesicht. Sie bemerkte, dass er älter war, als sie gedacht hatte. Sein Gesicht war von steilen Falten durchfurcht, durch die der Schweiß rann. »Es geht vielleicht schneller, wenn Sie aussteigen und zur U-Bahn gehen.«

»Nein, danke«, erwiderte sie. »Mit diesen Schuhen bleib ich besser hier.«

»Na, dann Kopf hoch, Schätzchen. Ich hab' den Taxameter abgestellt.« Als die Autos vor ihnen mit einem optimistischen Aufheulen der Motoren zentimeterweise vorrückten, drehte er sich wieder um und machte sich sicherheitshalber noch einmal mit einem deftigen »Scheißkerlek Luft.

Jen sah die Polizei näher kommen und stieg aus dem Bus aus. Das konnte schließlich nur eins bedeuten. Sie wollte sich jedoch weder den Leuten anschließen, die zum Picadilly Circus zurück zur U-Bahn strömten, noch hatte sie Lust, in einem Verkehrsstau festzusitzen. Ohne einen klaren Plan machte sie sich auf den Weg und dankte Gott für ihre bequemen Nikes und den Rucksack, den sie, immer wenn sie unterwegs

war – sehr zum Missfallen ihrer Tochter – ihrer Handtasche vorzog.

»So ein schäbiges Ding. Ich weiß einfach nicht, wie du so was mit dir rumtragen kannst.«

»Ich trage ihn nicht rum, ich benutze ihn. Er ist einfach praktisch. Ich kann was darin verstauen und habe die Hände frei.«

»Wozu? Durch wie viele tropische Regenwälder schlägst du dich denn jede Woche in Crouch End?«

Jen war an derartige Kritteleien gewöhnt und wusste den Ton, in dem sie vorgebracht wurden, richtig einzuordnen. Sie gehörten einfach zu ihrem Beziehungsmuster, und wenn sie plötzlich auf ihren Rucksack, ihre römischen Sandalen, ihren Ring am Daumen oder ihre Velvet-Underground-Kassetten verzichtet hätte, wäre ein wesentliches Element ihres Verhältnisses zueinander verloren gegangen. Ein Mädchen brauchte etwas, woran es sich bei seiner Mutter reiben konnte, und in Claudias Fall war es die Tatsache, dass Jen ein altes Hippiemädchen war, das die Stacheln aufstellte, wenn es sein musste.

Jetzt marschierte sie über die Burlington Arcade, bog in die Picadilly ein und ging dann die Straße hinauf, vorbei an der Royal Academy, bis zur Haltestelle Green Park. Eine dichte Traube erhitzter, aufgeregter Menschen, die offensichtlich alle zur U-Bahn wollten, drängte sich am Eingang, und so ging sie in den Park und setzte sich unter einen Baum in den Schatten. Sie holte ihre Flasche Evian heraus, die inzwischen lauwarm geworden war, drehte den Deckel ab und nahm einen langen Zug. Sie würde zu spät zurückkommen, aber vielleicht war das auch ganz gut so.

Jen hatte den Tag damit verbracht, im Kino ihre Batterien wieder aufzuladen – zuerst im Tate und dann im Odeon Leicester Square. Das war der einzig wahre Vorteil, wenn man selbständig arbeitete – man brauchte keine sterbenskranken Tanten oder schmerzhaftes Wurzelbehandlungen als Vorwand, um abzuhauen. Wer sich künstlerisch betätigte, war es sich wahrscheinlich sogar schuldig, von Zeit zu Zeit alle fünf gerade sein zu lassen.

Sie schraubte die Wasserflasche wieder zu und schlenderte ein Stück über die Wiese, um sich lang ausgestreckt ins Gras zu legen. Die Nachmittagssonne glitzerte durch die Blätter, und das ständige Dröhnen

und Gehupe des Verkehrs bestärkte sie in dem Gefühl, zum zweiten Mal an einem Tag Reißaus genommen zu haben.

Mit diesem glücklichen Gedanken schlief Jen ein.

Richard Wakefield kam nur fünf Minuten später als zu seiner üblichen Zeit um fünf in der Selwyn Street an. Mit dem Jaguar war er über die Seitenstraßen von der Anwaltskammer nach Crouch End problemlos durchgekommen. Deshalb war er nicht im Mindesten erstaunt, das Haus leer vorzufinden. Selbst wenn er sich verspätete, was oft vorkam – gute Gründe gab es genug –, konnte man sich darauf verlassen, dass Jen noch später kam oder dass sie vergessen hatte, dass er überhaupt kam.

Er hatte natürlich einen eigenen Schlüssel. Doch er beschloss, noch ein paar Minuten in dem angenehm klimatisierten XRJ sitzen zu bleiben, bevor er sich der Herausforderung von Hausnummer 65 stellte. Auf Radio 3 gab es ein Klarinettenkonzert und die Töne sprudelten frisch und klar wie gekühlter Sekt aus dem Lautsprecher hervor ...

Richard blickte über die Straße auf das Haus. Er hatte sofort gewusst, dass sie nicht da war – zwar waren im Schlafzimmer die Vorhänge des Erkerfensters noch zugezogen, und unten im Wohnzimmer standen die Fenster offen, doch die Katzen, Kain und Abel, strolchten draußen herum, ein sicheres Zeichen dafür, dass ihre Herrin nicht zu Hause war. Er hatte ihr tausendmal gesagt, dass ein leeres, offen stehendes Haus geradezu eine Einladung für unerwünschte Bettler und womöglich noch schlimmere Individuen sei, aber welcher winziger Strang der DNA auch für Vorsicht zuständig sein mochte, Jen war damit nicht ausgestattet.

›Ob ich da bin oder nicht, was tut das zur Sache?‹, war stets ihre Antwort auf seine Ermahnungen; genauso wie es wenig Sinn hatte, sie darauf hinzuweisen, dass sie sich sehr ungenau ausdrückte. In ihrem Wortschatz konnte ›zu Hause‹ so ziemlich alles bedeuten; von ›im Garten sein, mit Bob Dylan in den Kopfhörern‹ bis ›mal eben schnell bei Hanif's Brot holen‹. Ihr Versicherungsschutz war minimal und völlig überholt – ebenfalls entgegen seinem Rat. Dass ihr Haus noch stand und nicht leer geräumt und die Bewohnerin unversehrt war, grenzte für Richard an ein Wunder. Er schloss daraus, dass die kriminelle Sippe vor Ort aufgrund ihres Mangels an Vorsicht wohl annahm, dass das

bescheidene Flachdachhäuschen von einem Jiu-Jitsu-Trainer bewohnt und von einem soziopathischen (wenn auch lautlosen) Pitbull bewacht wurde.

Das war mitnichten der Fall. Während er bei laufendem Motor in seinem Wagen saß, kamen die Katzen an die Gartentür (immer noch ohne Schloss), blieben, die Schwänze in die Luft gestreckt, stehen und starrten ihn an. Richard hätte, ehrlich gesagt, einen Pitbull vorgezogen. Er hatte es mehr mit Hunden. Katzen irritierten ihn, und diese beiden behandelten ihn mit einer beiläufigen Verachtung, an der auch nähere Bekanntschaft nichts zu ändern schien. Das hinderte sie – wie er bemerkte – jedoch keinesfalls daran, bei seiner Ankunft vor ihm aufzutauhen, wohl in der Erwartung, ins Haus eingelassen zu werden und gleichzeitig in der zynischen Hoffnung, der Kofferraum des Jaguars könnte mit Whiskas vollgestopft sein.

Kain setzte sich hin und fing an, sich unter der Vorderpfotenbeuge zu lecken. Abel fläzte sich mit zusammengekniffenen Schlitzaugen in den Halbschatten von Jens staubiger Ligusterhecke und räkelte sich. Beide taten so, als seien sie nur rein zufällig hier aufgetaucht und scherten sich einen Dreck darum, was er vorhatte. Richard wusste es besser und machte sich ein schadenfrohes Vergnügen daraus, sie warten zu lassen. Hierbei kam ihm seine berufliche Erfahrung sehr zupass. Ihm waren in seiner Laufbahn schon viele Kains und Abels begegnet, innerhalb und außerhalb der Gerichtsschranken, und er bildete sich ein, cooler als sie alle zusammen zu sein, besonders wenn er alle Karten in der Hand hielt – und den Schlüssel. In seinen Augen wurde glaubwürdiges Image, verglichen mit der Erfahrung eines Durchschnittsanwalts, einfach überbewertet.

Er lockerte seine Krawatte ein Stückchen und knöpfte den Kragenknopf auf: Es war heiß, und dies hier war ja ›Jen-Land‹. Mit einer Art schuldbewusster Schwärmerei musterte er die langen Flachdachhäuserreihen. In der Selwyn Street hatte er mehr glückliche Stunden verbracht, als er denken konnte, und trotzdem war er heilfroh, dass er hier nicht wohnen musste. Es war wie bei Erster-Klasse-Flugreisen: Die Geräumigkeit machte den Unterschied. Keine Einengung, selten genutzte Weitläufigkeit. In seinem eigenen Haus in

Hampstead mit Blick auf die Heide waren es die weiten, von Bäumen beschatteten Rasenflächen ... die große, hohe Eingangsdiele mit ihrer elegant geschwungenen Treppe ... der lang gezogene Treppenabsatz mit seinen vielen Nebenfluren ... der kühle, begrünte Wintergarten ... die Bibliothek ... all diese stillen, im Großen und Ganzen ruhigen, weiten Räume, die es jedem Benutzer möglich machten, die Gegenwart der anderen zu vergessen und sich unbehelligt zu fühlen, selbst wenn die Söhne anwesend waren.

Der schnelle letzte Satz des Klarinettenkonzerts trillerte, perlte und sprudelte in einem gewaltigen Crescendo seinem Ende entgegen und klang aus. Ein bisschen widerwillig schaltete Richard das Radio ab. Es wurde Zeit, hineinzugehen. Die Bewegung seines Armes zog die Aufmerksamkeit der Katzen auf sich. Ihre Augen weiteten sich ein wenig und starrten ihn an. Ihm blieb wohl nichts anderes übrig, als die Quälgeister von ihrer Misere zu befreien.

Er stand schon auf der Straße, hatte das Auto bereits abgeschlossen und die Krawatte gerichtet, als Keith Burgess auf seinem Fahrrad um die Ecke bog. Für den Bruchteil einer Sekunde erwog Richard, seine Taschen abzuklopfen, so zu tun, als habe er etwas Lebenswichtiges vergessen und schnell wieder abzuhausen. Aber unglücklicherweise hatte Keith ihn schon entdeckt.

»Ja, wen ham wir denn da!«, rief Keith und setzte einen Fuß auf den Gehsteig vor dem Haus Nummer 65. »Wenn das nicht der Herr Gerichtsaufmischer ist!«

»Einen schönen guten Abend.« Richard überquerte mit lässigen, langen Schritten – ganz der elegante Cityman – die Straße. Jens Untermieter war jemand, mit dem man sich einfach abfinden musste. »Sieht ganz danach aus, als sei sie nicht zu Hause.«

»Sie erwartet Sie?«

»Wahrscheinlich nicht, aber das hat nichts zu sagen.«

»Ach ja, unsere Jen ...« Keith schüttelte den Kopf, »so was wie'n Terminkalender kennt se nich.«

Er stieß das Gartentor auf, schob sein Fahrrad vor die Eingangstür und lehnte es gegen die abgesplitterte Fensterbank. Während die Katzen sich ungestüm an die feuchte Mauerwand drängten, fischte er

seinen Schlüssel aus seiner Brusttasche. Richard beobachtete ihn mit wissenschaftlichem Interesse. Keith war Grundschullehrer. In seinem Zimmer hingen Zeichnungen von Frauen mit dreieckigen Röcken und Häusern mit kringlig rauchenden Kaminen, unter denen ›FÜR MR. BURGESS‹ oder einfach nur ›FÜR DEN HERRN LEHRER‹ stand. Er trug ein kurzärmeliges Nylonhemd, eine Strickkrawatte und einen Fahrradhelm (in seiner Satteltasche – da war sich Richard sicher – befand sich bestimmt auch ein fein säuberlich zusammengerollter Regenschutz); außerdem hielt er in einer Glaswanne auf seinem Schubladenschrank einen tropischen Fisch. Tatsächlich war er hoffnungslos naiv und unverbesserlich nett. Die ›Herr Gerichtsaufmischer‹-Masche – seine eigene Wortschöpfung – war ein missglückter Versuch, ihm zu demonstrieren, dass er durchaus auch ein Draufgänger sein konnte. Richard blieb keine andere Wahl, als ihm das nachzusehen, denn die Alternative wäre zu kompliziert und schmerzlich, um sie in Erwägung zu ziehen. Keith raffte das einfach nicht, wie Giles sich ausgedrückt hätte. Ob er irgendetwas anderes raffte war ebenfalls fraglich. Der Herr Lehrer konnte höchstens Anfang dreißig sein, und auf Richard wirkte er irgendwie geschlechtslos. Vielleicht teilte und vervielfachte er sich einfach wie eine Amöbe und produzierte auf diese Weise andere Keith', auch mit Strickkrawatten und Helmen, die des Nachts aus dem rückwärtigen Schlafzimmerfenster schlüpfen und auszogen, um die Grundschulen und Gebetszirkel in Südostengland zu bevölkern. Wie auch immer ... Dieser absolute Mangel an Triebhaftigkeit hatte allerdings den Vorteil, dass er seine Finger hundertprozentig bei sich behielt, ein weiterer Grund dafür, warum Richard ihm gegenüber immer gleichbleibend höflich war.

»Hereinspaziert«, sagte Keith und stieß die Tür weit auf, wobei er selbst zurückblieb und den einen Arm mit einer übertriebenen Geste der Ehrerbietung vorstreckte. »Alter vor Schönheit.«

Die Katzen drängelten sich mit hoch erhobenem Schwanz vor und brachten Richard beinahe ins Straucheln. Katzen vor Kerlen war hier überall die Devise. Auf der Matte lagen zwei Rechnungen und ein Labour-Rundschreiben. Er hob alles auf und legte es an die Ecke der Treppe. Keith folgte ihm und nahm seinen Helm ab.

»Also, will jemand 'n Käßchen?«

»Nein, danke.«

»Sicher nicht?«

»Ganz sicher nicht, danke.«

»Sie ham aber doch nichts dagegen, wenn ich mir einen genehmige«, sagte Keith.

»Bitte sehr ...« Richard machte eine höfliche ›Tun Sie sich keinen Zwang an‹-Handbewegung und ging ins Wohnzimmer. Die Katzen begleiteten Keith in die Küche.

Richard zog die überlangen Kattunvorhänge an ihren klappernden Holzringen ganz zurück. Das Zimmer, das jetzt von hellem Sonnenlicht durchflutet wurde, war – wie seine Bewohnerin – nachlässig instandgehalten und von einer Unordnung, die hart an Schlamperei grenzte, dafür aber ungeheuer reizvoll und verführerisch wirkte. Ein Zimmer, in dem man sich fallen lassen konnte, ein Zimmer, in dem man die Schuhe in die Ecke feuern, seine Krawatte ablegen und – salopp gesagt – alles baumeln lassen konnte.

Keith erschien mit einem Garfield-Becher in der Hand in der Tür.

»Ich lass' Sie zwar ungern so allein, aber ich muss nach oben.«

»Bitte«, sagte Richard noch einmal. »Gehen Sie ruhig.«

»Wo kann sie bloß sein, die böse kleine Ausreißerin?«

Richard zuckte die Schultern. »Sie wird schon rechtzeitig zurückkommen.«

»Ihre Zuversicht möchte ich haben!«, bemerkte Keith und wandte sich zum Gehen, aber nur, um sich gleich darauf wieder auf dem Absatz umzudrehen. »Eh ich's vergesse, diese Katzen haben gerade ihre Duftmarken abgesetzt, aber ich habe sie einfach ignoriert.«

»Ich kümme mich darum«, versprach Richard.

»Okey-dokey. Die Pflicht ruft. Damit die Kasse klingelt.«

Von Natur aus vorsichtig, wartete Richard, bis er die Tür des hinteren Schlafzimmers klappen und den Sound von Simply Red auf der anderen Seite einsetzen hörte. Erst dann ließ er sich auf die bunte Schlafcouch sinken, bettete den Kopf auf das eine Ende und die Füße überkreuz auf das andere. Jens Überwürfe, ihre Tücher, ihre Kissen verströmten ein schwaches, leicht würziges Aroma, eine Mischung aus

Räucherstäbchen und Hasch ... ein Hauch von Gemüseküche ... Morning-Mist-Körperlotion ... Jens Parfüm. Die Augen schließend, kuschelte er sich in die diesem Zimmer eigene Atmosphäre. Er brauchte nicht eigens hinzuschauen, um es in all seinen vertrauten Details vor sich zu sehen, angefangen bei den Pfingstrosen in dem weißen Krug auf der Eisenplatte vor dem Kamin bis hin zu dem brutalen weiblichen Akt an der Wand zu seiner Linken. Da war die abgestoßene Gipsstatuette eines Kindes – eine Werbung für die Wohlfahrt aus den Zwanzigerjahren – und eine Reihe von Jens eigenen Skizzen verschiedenster Art: Hände, Köpfe, sich umschlingende Gestalten. Der Kamin war zu dieser Jahreszeit mit riesigen Fichtenzapfen aus den Wäldern von Südfrankreich vollgestopft und wurde zu beiden Seiten von den natürlichen Skulpturen silbergrauen Treibholzes flankiert. Auf dem Kaminsims stand eine Sammlung von Masken – ein Dutzend schlitzaugige, heimtückisch und lüstern wirkende Gesichter aus Holz, Keramik, Pappmaché und Metall, die man je nach Stimmung genial oder abartig finden konnte. Der Holzfußboden war kobaltblau gestrichen und mit cremefarbenen, lilienartigen Schablonenblumen bemalt. Allerdings gab es auch jede Menge staubiger Katzenhaarbüschel, die in den Ecken neben dem Bügelbrett herumflogen. Die Tür, die mit einer optisch vorgetäuschten zweiten Tür bemalt war, die ständig offen stand, war mit Fingerabdrücken übersät, und die Fensterscheiben waren schmierig. Der runde Buchenholztisch, das einzige Möbelstück von einigem Wert in dem Raum, fungierte als Ablage für ein Zeichenbrett, Bücherstapel und einen Weidenkorb, der von geöffneter und ungeöffneter Post überquoll. Aus einer zylindrischen Bambusvase ragten Bürsten, Bleistifte und Kohlestifte. Im Fenster hingen Windspiele, und unter dem Sims lagen in einladenden Massen riesige Bodenkissen, die mit Jens individuellen primitiven Batiken bezogen waren. Ein einfacher Kattun-Wandbehang diente als Pinnwand für Fotografien – die meisten von Jens Tochter Claudia, ein paar von Kain und Abel und einige wenige von Haustieren anderer Leute, dem Rohmaterial für Jens Lebensunterhalt. Neben dem Fenster stand eine Staffelei mit dem Ölbild eines Golden Retrievers.

Die Bilder von Claudia verursachten ihm, auch wenn er sie nur vor

seinem geistigen Auge sah, fast genauso viel Unbehagen, wie wenn sie ihm leibhaftig gegenüberstand. Als Kind hatte sie wachsam, zurückhaltend, misstrauisch gewirkt. Als junges Mädchen war sie so kritiksüchtig, wie es auf Distanz nur möglich war, denn sie gingen sich beide beharrlich aus dem Weg. Er verstand auch sehr gut warum – ihm haftete der doppelte Nachteil der offenkundigen Dauerstellung eines Stiefvaters an, der dazu noch keinerlei beglaubigte Rechte oder Pflichten hatte. Während Jen niemals auch nur für einen winzigen Moment Schuldgefühle aufkommen ließ, war Claudia geradezu ein Quell von Schuldgefühlen.

Er lag noch etwa zehn Minuten auf dem Sofa, bevor sich diese unangenehmen Gedanken verflüchtigt hatten. Dann machte er sich auf die Suche nach der Flasche Bells, die auf sein Drängen hin in diesem nur billigen Fusel trinkenden Haushalt einen festen Platz gefunden hatte. In der Küche saßen die beiden Katzen einander zugewandt auf dem Gasboiler – wie ein Stillleben auf einer Anrichte –, wobei sie jedoch jeden seiner Schritte misstrauisch beäugten. Zwischen ihnen stand eine flache Tonschale mit leichter Schlagseite, aus der drei unwahrscheinlich rote Äpfel leuchteten. Richard verscheuchte eine Fliege von dem Obst, und das mit solcher Vehemenz, dass er die Katzen gleich mit aufscheuchte; fauchend sprangen sie auf den Boden. Er nahm den Bells von seinem Platz zwischen den Kichererbsen und dem italienischen Reis, schenkte sich einen ordentlichen Schluck ein und fügte einen Fingerbreit kaltes Wasser aus der Leitung hinzu, wobei er sich unnötigerweise sein Jackett bespritzte. Mit einem Fluch auf den Lippen zog er es aus und hängte es sorgfältig über die Lehne von Jens Shaker-Stuhl, dem einzigen Stuhl, der in einem ansonsten wahllos und unpassend zusammengewürfelten Sextett aus einem Trödelladen etwas wert war.

Im Obergeschoss erklärte Mick Hucknall (den Richard nur dank seiner Söhne erkannte, die Simply Red als den Inbegriff von uncool ablehnten), er freue sich, zu ihr nach Hause zu kommen ... Richard setzte sich in aller Seelenruhe hin, schlug die Beine übereinander und blickte durch die Hintertür auf den Wirrwarr der Hundsrosen und der

wild wuchernden Pelargonien, die sich in Jens Garten hinter dem Haus auf dem Rasen ausbreiteten. Im Allgemeinen hasste Richard es, zum Warten verurteilt zu sein. Er verabscheute Unpünktlichkeit als einen Ausdruck von Arroganz. Aber bei Jen war das anders. Hier in der vertrauten, heimeligen Idylle der Selwyn Street Nummer 65 machte es ihm rein gar nichts aus zu warten.

Die Diele war mit großen schwarzen und weißen Kacheln gefliest und wirkte wie ein Schachbrett. Isla zog sofort, nachdem sie die Tür hinter sich zugemacht hatte, die Schuhe aus und spürte, wie die Kühle an ihren Füßen hochströmte. Gab es irgendetwas Wunderbareres, fragte sie sich, als nach einem langen, heißen Tag die Stöckelschuhe abzustreifen ...?

Immer noch barfuß, ging sie in die Bibliothek und drückte die Taste ihres Anrufbeantworters. Die erste Stimme war die von Marjory Dix in Bradenham.

»Hallo ... hallo? Bin ich schon drauf? Manchmal wird Ihre kleine Melodie eingespielt und manchmal nicht, aber ich denke, Sie können mich jetzt hören. Ich hoffe doch sehr, dass Ihre Fahrt hier runter nicht zu schlimm wird, zumal nach der Aktion dieser grässlichen Unholde in London, die immer wieder mit ihren alten Tricks kommen. Aber vielleicht hat sich bis dahin ja schon alles wieder beruhigt. Übrigens, das Zeugs, um das Sie mich gebeten haben, ist alles da, außer den Auberginen, die einfach nicht aufzutreiben waren. Die ganze Gegend scheint Ratatouille zu kochen. Ich habe mir erlaubt, stattdessen ein paar zusätzliche Zucchini zu besorgen. Ich habe Norman dazu gebracht, den Rasen zu mähen, und als Retourkutsche hat er mir massenhaft Stangenbohnen aus seinem eigenen Garten mitgebracht, die ich portionsweise in Tüten gepackt und in den Gefrierschrank geschmissen habe, weil kein Mensch an einem Wochenende so viel Bohnen auf einmal aufessen kann. Die Zuckererbsen wuchern einfach wie blöd. Ich habe ein Sträußchen ins Wohnzimmer gestellt und überlasse es Ihnen, mehr zu pflücken, so Sie wollen. Von den Fylers soll ich Ihnen ausrichten ...«

An dieser Stelle brach Marjorys Stimme ab. Sie rief ein zweites Mal an.

»Sorry, mein Fehler, Schätzchen! Also, die Fylers haben den Samstagabend bestätigt. Ich nehme an, Sie wissen schon, worum es geht. Sonst gibt es nicht viel zu berichten. Bis morgen dann. Tschüss, ihr beiden.«

Die zweite Nachricht war von ihrem Mann. »Darling, ich bin's. Ich rufe vom Handy aus an, von der Tottenham Court Road. Wir scheinen in den Rückstau von der Bombendrohung geraten zu sein. Sieht ganz so aus, als hättest du das gleiche Problem, deshalb bist du wohl auch noch nicht zurück. Ich hoffe übrigens, dass alles gut lief. Falls sich herausstellt, dass es bei mir zu spät werden sollte, dann blasen wir das Ganze für heute besser ab und starten morgen früh ganz zeitig. Okay? Dann bis gleich.«

Isla stand ganz still in der Bibliothek und versuchte diese Nachricht zu verdauen, während das Band selbständig zurückspulte. Ihr Großvater, der General, blickte mit vornehmen, ziemlich traurigen Augen aus seinem Rahmen gegenüber der Tür auf sie herab. Sie versuchte sich zu der ruhigen Würde zu zwingen, die der Enkelin eines Generals und der Tochter eines Colonels gemäß war. Aber Tottenham Court Road?

Der Anrufbeantworter setzte sich mit einem Piep wieder in Betrieb, doch sie machte sich nicht die Mühe, ihn abzustellen. Sie starrte erneut auf das Porträt. Das Gemälde zeigte Henry William Munro auf einem Pferd; ein schnaubender, zum Angriff bereiter Dragonergaul mit zitternden Nüstern und flatternder Mähne, die wie eine Reihe entlang seines perfekt geschwungenen Halses aufgesteckter kleiner Wimpel wirkte; der Schwanz, ein leuchtendes Banner; ein glänzender Huf, angehoben wie zum Sprung; in den schimmernden Augen ein weißes Glitzern. Isla trat näher heran und blieb mit verschränkten Armen vor dem Bild stehen. Sie hatte auf Familienfotos das Pferd ihres Großvaters aus seiner Zeit in Indien gesehen, doch dieses Pferd hatte wenig Ähnlichkeit mit dem feurigen Tier in dem Rahmen. Das echte Pferd, Bertie, das auf dem besagten Foto mit gespitzten Ohren dastand und von einem grinsenden Stallknecht an einer Leine gehalten wurde, war ein gedrungener Wallach gewesen, mit gestutzter Mähne, einem beschnittenen Schwanz und einem offensichtlichen Haltungsproblem – keineswegs als Modell für eine künstlerische Impression geeignet ...

Aber wer wollte es ihrem Großvater schon verübeln, wenn er mithilfe dieses herrlichen Streitrosses seine militärische Reputation ins bestmögliche Licht rückte? Isla sah ihm tief in die Augen – ein williger Konspirator. Sie beschloss, nicht zu viel über die Tottenham Court Road nachzudenken.

Als Jen um Viertel nach sieben in Crouch Hill aus dem Bus sprang, fiel ihr wieder die Verabredung mit Richard ein. Mit schlechtem Gewissen hastete sie über den Broadway Richtung Selwyn Street. Ihre chronische Unpünktlichkeit, die sie gar nicht erst abstritt, hatte den unangenehmen Nebeneffekt, dass sie echte Gründe für eine Verspätung von vornherein zunichte machte. Deshalb gab sie sich auch keinerlei Illusionen hin, dass irgendetwas, und sei es selbst eine attestierte Bombendrohung, den Makel von Unzuverlässigkeit von ihrem Konto tilgen würde.

Sie sah den Jaguar sofort. Er parkte gegenüber dem Gartentor auf seinem angestammten Platz, der zu dieser Zeit allerdings bereits von den bescheideneren Gefährten anderer Selwyn-Street-Bewohner, die von der Arbeit nach Hause gekommen waren, eingegrenzt wurde. Es war lustig, wie die Autos der Leute zunehmend den Besitzern zu ähneln begannen. Ihr eigener weißer Renault Diane war inzwischen so sehr ein Bestandteil von ihr, dass sie sich einbildete, er zöge immer eine Augenbraue hoch, wenn sie sich ihm näherte. Die schlanke Schnauze des Jaguars erinnerte sie an Richards ausgeprägtes römisches Profil, und die ausgefallene Gestaltung der hinteren Windschutzscheibe korrespondierte mit seinen leicht heruntergezogenen äußeren Augenwinkeln, die ihm einen Ausdruck von nachdenklicher Intelligenz verliehen. Geduldig neben dem Bürgersteig gegenüber Hausnummer 65 geparkt, eingeklemmt zwischen kleineren Fahrzeugen, wirkte der Jaguar – genauso wie sein Besitzer – wie der Prototyp stattlicher, intelligent unter Kontrolle gehaltener Kraft und maßvollen Reichtums.

Jens Schritte wurden leicht und beschwingt – sie legte noch einen Zahn zu. Als sie das Gartentor erreichte, rannte sie geradezu und lief direkt in Richard hinein, der von der anderen Seite kam.

»Ups!« Er packte sie an den Schultern und federte sie ab.

»Sorry!«

»Kein Grund, sich zu entschuldigen.«

»Im West End war eine Bombendrohung, so was hast du noch nicht erlebt.« Er zuckte mit den Schultern und wollte die Hände in die Taschen stecken, behielt sie dann aber doch draußen, als sie enttäuscht aufstöhnte. »Du glaubst mir nicht?«

»Zufällig glaub' ich dir.«

»Es kommt sicher in den Nachrichten.«

»Ich weiß.«

»Ist Keith im Haus?

»Ja, ist er.« Keiner von beiden sah zum Haus hinüber, aber ihre Blicke trafen sich, und beide verkniffen sich ein Lachen. »Er hat sich ziemlich verächtlich über deine Pünktlichkeit ausgelassen.«

»Himmelherrgott – was geht das ihn an?«

»Das habe ich mich auch gefragt.«

Jen stieß das Gartentor auf. »Hast du dir was zu trinken genommen?«

»Ich fürchte ja. Du, übrigens ...« Jen blieb stehen und blickte ihn über die Schulter an. »Ich muss eigentlich los.«

»In Ordnung.«

»Ist es nicht, ich weiß, dass es nicht in Ordnung ist, aber so wie es aussieht ...« Er tippte auf seine Armbanduhr und zog ein Gesicht. »Es tut mir wirklich schrecklich leid.«

»Braucht es nicht, es ist meine Schuld. Wie gewöhnlich.«

»Für die Aktivitäten der IRA bist du nun wirklich nicht verantwortlich.«

»Nein, stimmt.«

»Ich komme nächste Woche mal vorbei.«

»Okay.«

Er schritt zur Gartentür und warf ihr kurz eine Kusshand zu. »Also dann, au revoir.«

»Bis dann.«

»Pass auf dich auf.«

»Du auch.«

Langsam entfernte er sich von ihr und überquerte die Straße. Dort deutete er mit dem Schlüssel kurz auf den Jaguar, um ihn elektronisch zu entriegeln. Sie drehte sich an der Eingangstür um, um zuzusehen,

wie er losfuhr. Er schaute nicht mehr zu ihr herüber, sondern hob nur kurz den Zeigefinger vom Lenkrad, bevor er auf die Straße setzte und davonpreschte.

»Sorry!«, rief Keith und lehnte sich von seinem Schreibtisch zurück, um ihr durch die offene Schlafzimmertür zuzubrüllen: »Keiner meiner Tricks hat funktioniert. Ein Mann muss eben tun, was er tun muss, und das nach Terminplan!«

»Ach nee«, sagte Jen.

Das Erdgeschoss des Hauses war von Blues erfüllt. Das raue Stöhnen von Billie Holliday drang aus versteckten Lautsprechern in die hohe, elegante Eingangshalle, strömte die schattige Treppe hinauf und klang durch den weiten, leeren Flur, in den die späte Abendsonne ihre Kringle malte.

»Southern trees bear strange fruit ... Blood on the leaves, blood at the root ...«

Richard stand mucksmäuschenstill da. Erst als er sich wieder bewegte, merkte er, dass er den Atem angehalten hatte. Er stieß die Luft aus – ein langer Seufzer –, stellte seine Aktentasche ab und ging durch die Diele in Richtung der hinteren Zimmer. Am Fuß der geschwungenen Treppe, die, wie Isla sagte, nach Fred Astair und Ginger Rogers förmlich schrie, blieb er stehen und blickte, die Hand am Geländer und den Kopf leicht schief gelegt, nach oben, um die leichten Vibrationen einzufangen, die ihm sagen würden, dass seine Frau dort war. Als er nichts wahrnahm, ging er weiter.

Sie war im Wintergarten, saß auf einem Lloyd-Sessel und hatte ihre bestrumpften Füße auf einen zweiten hochgelegt. Ihre Füße waren elegant und schmal, aber groß – Größe zweiundvierzig. Die Länge und Schönheit ihrer Beine ließen ihm das Herz immer noch bis zum Hals schlagen. Ihre Ellbogen ruhten auf den Armlehnen, ihre Finger waren locker um ein beschlagenes Glas Weißwein verschränkt, und ihr Kopf kippte nach hinten, sodass ihr das seidige dunkle Haar aus dem Gesicht fiel und ihren Kopf wie eine Muschel umrahmte. Als er eintrat, wandte sie sich ihm mit träumerischen Augen zu – noch ganz in die Musik

versunken.

»Hallo, du bist's.«

»Hallo. Tut mir leid, ich bin spät dran.«

»Macht nichts. Wir fahren morgen früh.« Sie nahm seine Hand und hielt sie sich an die Wange. »Du hast mich ja vorgewarnt.«

Richard ging in die Küche und kam mit einem Glas Eiswürfeln und einer Flasche Ginger Ale zurück. Isla beobachtete ihn, wie er die halbe Flasche Ingwerbier in das Glas gluckern ließ und einige große Schlucke in sich hineinkippte, die auf seiner Oberlippe einen weißen Schaumbart hinterließen. Er hatte in letzter Zeit ein paar zusätzliche Pfunde um die Taille angesetzt, was ihm aber gut stand. Das Gewicht verlieh seiner stattlichen Größe zusätzliche körperliche Präsenz. Hier präsentierte sich ein Mann, der etwas darstellte, und zwar in jeglicher Hinsicht. Sein Maßanzug – ein dunkles Grau mit dezenten Streifen – war ziemlich zerknittert, und seine Krawatte schien er nachlässig gebunden zu haben – eine Kragenecke hatte einen leichten Knick.

»Du musst völlig fertig sein«, sagte sie.

»Ach, es geht eigentlich. Und was ist mit dir? Hast du stundenlang im West End festgesessen?«

»War nicht so toll. Mein Taxifahrer litt unter Bluthochdruck. Einer von uns musste also die Ruhe bewahren.«

»Und darin bist du ja gut.«

»Geradezu Weltmeister.«

»Mmm ...« Er beugte sich vor, um sie zu küssen. Seine Lippen waren kühl und feucht vom Bier. Anschließend ließ er sich schwer auf das Korbsofa fallen, wobei er achtlos die ordentlich hindrapierten Kissen zerknautschte. Die Knie auseinander, auf dem einen die Flasche, auf dem anderen das Glas haltend, lehnte er sich zurück. Er fing ihren beobachtenden Blick auf und grinste sie mit dem ihm eigenen Charme spitzbübisch an. Auch in diesem Moment verkörperte er all das, was Isla an Engländern mochte – Uneitelkeit, die schon fast wieder eitel war, solides Selbstbewusstsein, überzogene Schuljungenhaftigkeit, die zwar unerträglich sein konnte, doch mit Intellekt und Charme gepaart einfach unwiderstehlich wirkte.

»Dann erzähl mal«, sagte er, »wie waren denn die frommen Dulder?«

Sie lachte. »Nicht ganz so fromm. Da muss ich dich enttäuschen. Neben mir saß jemand, der mir während des Hauptgangs das Knie massierte.«

»Und nebenher auch sich selbst?«

»Sei nicht geschmacklos!«

»Ich wollte es ja nur wissen.«

»Egal, es war nett. Sehr erhebend.«

»Für ihn bestimmt.«

»Habe ich gesagt, dass es ein Mann war?« Für den Bruchteil einer Sekunde sah sie Entrüstung in seinen Augen. »Jetzt solltest du dein Gesicht sehen.«

»Es war doch einer, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Puh ...« Er nahm einen Schluck. »Nun, heutzutage weiß man ja nie ...«

»Nein«, sagte Isla. »Man weiß nie.«

Es war eine schwüle, gewittrige Nacht. Richard und Isla lagen nebeneinander unter einem gemeinsamen Laken, unbeweglich wie ein Ritter und seine Freifrau in Marmor. Für gewöhnlich ruhte sie auf dem Rücken, während er auf dem Bauch lag und einen Arm um sie geschlungen hatte, bis er einschlief (lange vor ihr) und sie sich dann selbst befreite, um sich auf die Seite zu rollen. Doch heute Abend waren sie beide so schweißgebadet, dass sie auf jede Berührung ihrer Körper verzichteten.

»Verdammte Hitze, einfach zu heiß«, nörgelte er.

»Viel zu heiß«, pflichtete sie ihm bei.

»Hoffentlich schüttet es heute Nacht«, murmelte er schon halb im Schlaf, »und morgen geht's dann wieder normal weiter ...«

Er war zu schnell eingeschlafen, um seine Hoffnung noch erfüllt zu sehen. Als der Himmel kurz nach Mitternacht seine Schleusen öffnete, atmete er schon fast eine Stunde lang tief und weit weg.

Isla schlüpfte unter dem Laken hervor, stand auf und zog sich ihren schwarzen Satin-Pyjama an, der wie eine dunkle Öllache immer noch dort auf dem Boden lag, wo sie sich seiner entledigt hatte. Im

Badezimmer ließ sie sich ein Glas Wasser aus der Leitung einlaufen. Dann verließ sie das Schlafzimmer und ging um die Galerie herum an das Fenster, von dem aus man die Heide überblicken konnte. Sie setzte sich aufs Fensterbrett, schlang die Arme um die Knie und beobachtete, wie der Sturm über den bewaldeten Abhang gegenüber fegte und wie der Regen mit solcher Wucht auf die Straße peitschte, dass es aussah, als hüpfte und explodierte das nasse Band unter einem Kugelhagel.

Sie teilte die Hoffnung ihres Mannes für das Wochenende. Wenn sie die Jungs besuchten, sollte es schön sein. Gleichzeitig wünschte sie sich aber auch, dass diese stürmische Nacht nie zu Ende ginge.

Jen wachte auf, als eine der Katzen, vom Sturm zerzaust und völlig durchnässt, auf ihr Bett sprang und sich mit solcher Vehemenz zu putzen begann, dass ein Schauer kalter Tropfen in alle Richtungen flog. Während sie sich fluchend ins Bewusstsein zurückkämpfte, polterte und zischte die andere Katze die Treppe rauf und runter, als wolle sie den Naturgewalten draußen Konkurrenz machen.

»Himmel, Donnerwetter ...« Jen knipste das Licht an und scheuchte Kain – denn er war es – vom Bett. Der altmodische Wecker zeigte halb eins – dann war es wahrscheinlich Viertel vor eins – in vierundzwanzig Stunden ging die Uhr gut eine halbe Stunde nach. Sie fiel aufs Kissen zurück und schlang die Arme um den Kopf. Plötzlich hörte sie, wie Keith aus seinem Zimmer auftauchte, auf Abel einplapperte und dann über die knarrenden Dielen des Treppenabsatzes die drei Schritte in Richtung ihrer Tür machte.

»Pennen Sie, Missis?«

»Gar nicht dran zu denken.«

»Wie wär's mit 'nem Schluck Tee?«

»Nein danke.«

»Also, falls Sie Ihre Meinung noch ändern sollten – ich setze schon mal den Kessel auf.«

Sie lauschte seinen Schritten, die sich entfernten und die Treppe hinuntertappten.

Keith hatte seine Vorteile – hauptsächlich die vierzig Pfund, die er pro Woche für das hintere Schlafzimmer und die Benutzung von Küche und

Bad bezahlte –, außerdem bedeutete er keinerlei Gefahr für eine alleinstehende Frau, wie sie es war. Sie war in vielerlei Hinsicht froh, ihn zu haben. Aber angesichts des Sturms, der gerade um die Häuserecken von Crouch End heulte, und des furchterregenden Tumults draußen war es schwer zu akzeptieren, dass Keith alles war, was sie hatte.

Isla und Richard hatten sechs Jahre zuvor in Bradenham ein Cottage gekauft. Giles hatte damals gerade in Hawtrey's angefangen, einer exklusiven und exzentrischen Internatsschule, der Richard den Vorzug vor seiner eigenen Alma Mater Winchester gegeben hatte. Sie hatten es für eine gute Idee gehalten, ein kleines Refugium auf dem Land in Reichweite der Schule und auch nicht allzu weit entfernt von dem Altersruhesitz von Richards Vater zu haben, wo man familiären Verpflichtungen nachkommen, alle fünf gerade sein lassen und ein angenehmes, anspruchsloses, unbedeutendes geselliges Leben führen konnte.

Sie nannten Brook End immer ihr Cottage; und es wies auch viele der traditionellen Attribute eines Cottages auf – Holzbalken, Kamin, unebener Boden und einen Garten, in dem Geißblatt und Bauernrosen üppig wucherten. Aber es waren eigentlich zwei Cottages, deren Zwischenwand von irgendeinem tatkräftigen und weitsichtigen früheren Besitzer durchbrochen worden war, um ein geräumiges Haus entstehen zu lassen.

Seine lange, niedrige, freundliche Vorderfront bildete einen rechten Winkel mit dem namensgebenden Bach und blickte auf ein Sträßchen mit nur minimalem Durchgangsverkehr, auf dessen anderer Seite sich das Riesengelände von The Bury mit ausgewachsenen Bäumen, Tennisplatz, Forellenteich und Naturschutzgebiet, der Besitz von Bill und Barbara Fyler, erstreckte. Auf der Rückseite von Brook End wurde der Garten auf der einen Seite von dem Fluss und auf der anderen Seite von einem liebevoll angelegten Erdwall mit Hecke begrenzt. Es war ein Garten voller Wildblumen, Vogelnester und kleiner Erdlöcher, von denen einige – wie sie entdeckt hatten – Nattern gehörten, die manchmal herauskamen, um sich in der Sommersonne zu wärmen. Giles und Marcus fingen sie immer wieder mit gegabelten Stöcken, töteten sie törichterweise und hängten die schuppige Haut zum Trocknen auf.

Jenseits des Gartens konnte man in der Ferne – wie um die feinen Pinkel aus der Großstadt an die Realitäten des Landlebens zu erinnern – die Stahltürme und verwinkelten Hochplattformen von Norman Brakes

Getreidesilos erkennen.

Norman war ein ortsbekannter Misanthrop, der – gemeinsam mit tausend anderen – ein Auge auf Isla geworfen hatte und deshalb den Jungs und ihren Freunden erlaubt hatte, »Räuber und Gendarm« auf und um die Silos herum zu spielen – ein Spiel, bei dem »Gefangene« versuchten, von einer Seite auf die andere zu kommen, ohne von den Taschenlampen der »Wachen«, die auf den Plattformen patrouillierten, erfasst zu werden. Das Sträßchen machte, sich fast zärtlich an die Hecke schmiegend, einen Bogen um Brook End, bevor es – anspruchsvoll verbreitert – an den weit auseinandergezogenen Farmgebäuden vorbei die leichte Anhöhe hinauf in die Hauptstraße von Bradenham, die Silver Street, einmündete.

Dort wohnte Marjory Dax in Hausnummer 41, genannt Heron's Holt – Reiherbau. Richard hatte gleich zu Anfang, und seither von Zeit zu Zeit immer wieder mal angemerkt, dass Reiher in keinem Bau hausen und dass sie sich, selbst wenn sie es täten, mit Sicherheit nicht die Silver Street als Quartier ausgesucht hätten. Marjory erwiderte dann stets, dass das Haus eben so geheißen habe, als sie es kaufte, und dass die Leute ihr Haus nennen könnten, wie sie wollten, und dass es Unglück bringe, den Namen zu ändern. Sie war jemand, den man mit Fug und Recht »eine gute Frau« nennen durfte. Anfang sechzig, war sie unverheiratet, stolz auf Haus und Garten, und hielt auch ohne eigene Familie die Werte einer Familie sehr hoch, wobei sie jedoch überraschend tolerant war gegenüber den Missetaten und Ausrutschern »der Jungen«, wie sie sie nannte, so als seien sie die Abkömmlinge wilder Tiere oder Raubkatzen. Wo immer es um Gemeindeaktivitäten ging, war Marjory zu finden, rackerte sich in ihrem Dirndl und ihren Hush Puppies frohgelaunt ab und suchte weder Lob noch Anerkennung. Bradenham in Bloom, Trödelmarkt, Säuberung des Entwässerungsgrabens im Naturschutzgebiet, Evergreen-Tanztees und Kinderhort-Picknicks, all das wäre ohne Marjorys Zitronenquarktorte und ihre unerschütterlich gute Laune ärmer gewesen. Sie glaubte an Nachbarschaftlichkeit in ihrem weitesten Sinne. Als die Wakefields ihr erstes Wochenende in Brook End verbrachten, war es Marjory gewesen, die mit frischem Brot und der Dorfzeitung bei ihnen aufgetaucht war. Sie hatte sich sofort mit

ihnen angefreundet und spielte fortan die Rolle der ehrenamtlichen Hausverwalterin und Haushälterin, was so weit ging, dass Isla ihr den Schlüssel für das Cottage und ihre Londoner Nummer gegeben hatte. Von Bezahlung wollte sie nichts wissen, aber sie zeigten sich, so gut sie konnten, mit Theaterkarten, ab und an einer Flasche Wein und Schnittblumen aus dem Garten erkenntlich. Einige der Leute aus dem Ort, darunter auch die Fylers und Richard, lachten – wenn auch nicht unfreundlich – hinter ihrem Rücken über sie, doch Isla weigerte sich mitzumachen.

»Sie ist eine durch und durch nette Person, und ich weiß nicht, was wir ohne sie tun sollten.«

»Stell jemanden ein, den wir herumkommandieren können, ohne uns schuldig zu fühlen«, schlug Richard vor und legte ihr den Arm um die Schultern, um ihr zu zeigen, dass er es nicht böse meinte.

»Das siehst du so«, entgegnete Isla, »ich habe kein Problem damit, sie um einen Gefallen zu bitten, und ich glaube ehrlich, dass es ihr Spaß macht, uns zu helfen.«

»Und ich, mein Schatz«, sagte Richard. »Ich glaube ehrlich, dass du die Wirkung, die du auf Leute hast, unterschätzt.«

Das entsprach, wie Isla zugab, wahrscheinlich sogar der Wahrheit. Sie hatte es immer abgelehnt, sich als Star zu sehen, auch wenn die Presse und die Öffentlichkeit ihr all jene Qualitäten bescheinigten, die ihr einen Platz in den Herzen aller sicherten. Das war keine falsche Bescheidenheit, aber sie hatte einen guten Schuss nüchternen schottischen Realismus im Blut, der ihr sagte, dass der ganze Rummel übertrieben wäre.

Wenn sie sich selbst fragte, was sie getan hatte, um ihren bescheidenen Ruhm zu erlangen, räumte sie ein, dass ihr Einstieg nicht gerade umwerfend gewesen war. Als Model hatte sie zwar Erfolg gehabt, wenn auch nicht so viel wie eine Campbell oder Schiffer. Dann war sie ins Schauspielgeschäft gewechselt und hatte smarte junge Frauen in unterschiedlichen Fernsehfilmen und Werbespots gespielt, wobei ihr größter Erfolg eine Gutsherrin war, die mit ihrem jugendlichen Liebhaber in Lederjacke durchbrannte – bereit, alles hinter sich zu lassen, nur nicht ihren Schweizer Feldkocher. Die Schlusszene zeigte

Isla, wie sie in der Abenddämmerung barfuß und glücklich durchs Moor lief, den schwitzenden Liebhaber mit dem Kocher auf dem Rücken im Schlepptau – und eine Stimme aus dem Off, ebenfalls Isla, hauchte vertrauensvoll: »Jetzt fehlt Ihnen nichts mehr zu Ihrem Glück – nicht einmal der Feldkocher von SCHWARTZ ...«

Ihr großer Durchbruch – wenn man es denn so nennen wollte – kam dann mit der Sophie St. George, der außergewöhnlich gut erzogenen Heldin der Dauerbrenner-Actionserie Lady in Charge. Die Rolle war nicht gerade anspruchsvoll. Voraussetzungen waren im Wesentlichen Klasse-Beine, unverdorbenes, tadelloses Aussehen und perfekte, gerundete Internatsschul-Vokale; alles Dinge, die Isla von Natur aus vorweisen konnte. Was sie in diese Rolle zusätzlich einbrachte, war eine humorvolle Wärme, die der Grund dafür war, dass sich sämtliche Zuschauer, ob männlich oder weiblich, ein bisschen in sie verliebten. Da war dieses freundliche Funkeln in ihren Augen, wenn sie Schurken mit einem Karateschlag an den Hals umlegte, dieses freundliche Vibrieren in ihrer Stimme, wenn sie ihnen den guten Rat gab, sich zu bessern, und diese mitfühlende Intelligenz in ihrem Blick, wenn sie die halb ernst gemeinten Avancen ihres Partners, des begehrlichen Rohdiamanten Jake Sparrow, gespielt von Ned Braden, zurückwies. Ned, der Traum einer jeden Hausfrau, war ein verdammt gut aussehender Junggeselle, dessen sexuelle Ambivalenz allerdings ein sorgfältig gehütetes Geheimnis war. Isla dagegen hatte keine Geheimnisse. Sie war ein offenes Buch. Wo andere Schauspielerinnen sich beklagten, dass die Zuschauer unfähig seien, zwischen ihnen als Privatpersonen und ihren Rollen zu unterscheiden, gab Isla glücklich zu, dass sie und Sophie St. George – abgesehen von den Kampfeinlagen – ein und dasselbe waren. Ihre bewundernden Fans konnten sich davon auch immer wieder persönlich überzeugen, wenn sie Fun Days und Feten eröffnete und die verschiedensten Veranstaltungen für einen guten Zweck unterstützte; und das alles, ohne etwas von ihrem lockeren, schüchternen Charme einzubüßen. Sie war eine dieser seltenen Glücksfälle, die unbezahlbar waren (wie ihre Agentin bei der Künstleragentur Prize Performers es ausdrückte) – eine Klasse Schauspielerin eben zum Anfassen.

Islas Bescheidenheit war echt, denn sie meinte, genügend Grund zu

haben, sich in Bescheidenheit üben zu müssen. Die lange Linie ihrer Armee-Vorfahren und deren beherzte, flexible Ehefrauen lugten ihr ständig über die Schulter und erinnerten sie daran, dass sie auf dem Papier zwar einen Job haben mochte, einen Job jedoch, den man schwerlich Arbeit nennen konnte. Sie war zu sehr Profi, um nicht zu wissen, was ihre Aktiva waren, aber sie wusste auch, dass sie sie mehr dem Zufall und nicht so sehr Geschick oder Fleiß zu verdanken hatte. Was sie perfekt beherrschte, war ›sie selbst zu sein‹, und zwar in dem Sinne, wie es ihre Mutter ihr immer geraten hatte. Wenn das Selbst, das in der einen Situation von Nutzen war, in einer anderen nicht ankam, konnte sie mühelos auf eine geeignetere Variante umschalten und die dann auch durchziehen.

Es war dieses Talent – beziehungsweise der Charme in seinem magischen Sinn –, der ihr geholfen hatte, eine harmonische Beziehung zu beiden Exfrauen ihres Mannes aufzubauen, ebenso wie zu seinen beiden Söhnen aus zweiter Ehe, die, obwohl damals erst sechs und acht Jahre alt, allem Anschein nach die Nase über sie gerümpft hatten und ihrer bescheidenen Berühmtheit mit Misstrauen begegnet waren. Die Tatsache, dass sie letzteren Aspekt in gewisser Weise sogar nachempfinden konnte, hatte es ihr allerdings nicht leichter gemacht, diese Haltung zu ertragen. Doch sie gab nicht auf. Ihre Beharrlichkeit äußerte sich in Form von rigoroser Selbstbeschränkung. Sie war stets gleichbleibend freundlich, aber dennoch zurückhaltend. Sie lud nicht ein oder drängte, sie war einfach nur offen und wartete ab. Während sie ihr Leben mit Richard lebte, beobachtete sie seine rebellischen Sprösslinge aus dem Augenwinkel. Ihr Instinkt sagte ihr, dass kleine Jungen wilden Tieren glichen, scheu und unberechenbar, mit Aggressionen, die eher ein Ausdruck von Angst als von Feindseligkeit waren. Deshalb war es sinnvoll, behutsam vorzugehen, direkten Augenkontakt und eine erhobene Stimme zu vermeiden, also faktisch nichts zu tun, was ihren Kampfgeist oder ihren Fluchtimpuls weckte.

Es funktionierte. Ganz allmählich lenkten sie ein. Der erste sichtbare Beweis dafür war Bargeld auf die Hand. An dem Tag, als Giles sie fragte, ob sie ihm zwei Pfund fürs Kino leihen würde, wusste sie, dass sie auf dem richtigen Weg waren. Sie fragte, ob er leihen oder schenken

meinte. Widerwillig gestand er ein, dass er wohl eher an schenken gedacht hatte. Auf dieser gesunden Geschäftsgrundlage wurde die Kommunikation eröffnet. Sie gab ihm die zwei Pfund und wurde mit einer gewissen verdrießlichen Wertschätzung belohnt. Noch waren sie keine Freunde, aber es gab einen ersten Ansatz von Verständigung. Das nächste Mal, als er das Wort leihen benutzte, schrieb sie einen Schuldschein auf die entsprechende Summe aus und bekam ihr Geld ordnungsgemäß, wenn auch verspätet, zurück.

Jetzt waren Giles und Marcus in Hawtrey's und absolvierten die Prüfungen ihrer jeweiligen Schulstufe. Giles war gewieft, faul, aber ambitioniert; Marcus war genial, ein bisschen verrückt und scherte sich einen Dreck um die Meinung der anderen. In den Ferien, von denen sie einen Teil immer gemeinsam mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter verbrachten, machte Giles sich meist an ›ältere Frauen‹ heran – neunzehn- bis zwanzigjährige Mädchen –, deren Väter Yachten und Ski-Chalets besaßen, während Marcus mit finsterner Miene die soziale Schicht der Gosse anbaggerte. Im vergangenen Sommer hatte Giles einen Ferienjob an einer Sprachenschule ergattert – in einem Ausländerbienennest, wie er es nannte. Marcus schleppte Waren im Lager eines Spielzeugladens und kompensierte seinen Mangel an zwischenmenschlicher Geschicklichkeit mit grimmiger Energie. Er hatte eine halbe Stunde Mittagspause, die er draußen verbrachte und während der er so viele Marlboros rauchte, wie es in der Zeit nur möglich war. Wahrscheinlich – dachte Isla – verschreckte er gleichzeitig die Familienkundschaft mit seiner düsteren, liederlichen Erscheinung.

Von keinem der Jungen wurde ein besonders gutes Examen erwartet. Das war kein Thema, weder zu Hause noch in der Schule. Richard hatte Hawtrey's wegen des ›progressiven‹ Rufs, den sich der Gründer, Quentin Hawtrey, in den späten Zwanzigerjahren erworben hatte, gewählt. Richard selbst war von seinem Vater unbarmherzig durch Winchester und Cambridge in den Anwaltsberuf gepaukt worden – mit überragendem Erfolg und messbaren materiellen Ergebnissen. Doch Richard war bezeichnenderweise undankbar und entschlossen, über seine Söhne durch irgendeine perverse Kursänderung persönliche Erfüllung zu erlangen. Isla war sich nicht sicher, wohin das alles führen

sollte, behielt aber ihre Bedenken für sich. Als kinderloser dritter Ehefrau, die aus der – zumindest was Familie anbelangte – labilen Zunft des Showbusiness aufgegebelt worden war, stand es ihr nicht an, Ratschläge zu erteilen.

Für eine Frau, die in der Öffentlichkeit beredt und kontaktfreudig ihren Charme versprühte, konnte Isla Munro sich beachtenswert still verhalten und Dinge nur in ihrem Herzen bewegen.

Ein Dinner im The Bury galt im Ort gewissermaßen als Ehre, doch Isla und Richard, die von Anfang an ganz oben auf der Liste der Fylers standen, waren sich dessen durchaus nicht bewusst. Bills und Barbaras Art der Gastfreundschaft vermittelte einem in keiner Weise das Gefühl, privilegiert zu sein. Es wurde hart und viel getrunken, das Essen war einfach, reichlich und sättigend, und die Sessel waren breit und bequem. Im Winter allerdings hätte man die Temperatur im Haus nur um wenige Grade absenken müssen, um auf die Außentemperatur zu kommen. Doch selbst das bekam man in den Griff, wenn die alte Dampfheizung mal auf Touren kam. Die Küche mit einer Steinspüle, einem Abtropfgestell aus Holz und überall sichtbar aufgestellten Mausefallen war weiträumig und verwittert. Daneben gab es eine Speisekammer mit einer Marmorplatte und einem Fliegenschrank. Und wenn Barbara eine Milchflasche auf das Kaffeetablett stellte, dann fehlte so gut wie nie ein kleines Perlennetz auf dem Flaschenhals, um geflügelte Eindringlinge fernzuhalten. Die Fylers besaßen mehrere Hunde. Bill hielt eine besondere Rasse Spaniels als Jagdhunde. Sie waren in Hundehütten und in einem Verschlag neben der Scheune untergebracht. In einem getrennten Zwinger, der näher beim Haus war, hielt er einen böartigen, unberechenbaren rhodesischen Ridgeback Janus, ein Tier, das nur darauf wartete, dass ein nichts ahnender Schurke vorbeispazierte und ihm Laune machte. Aber faktisch waren weder die Spaniels noch der Janus das Problem; das stellten die beiden im Haus lebenden Hunde dar. Portia – der Vorgänger des Janus – war ein alter Rottweiler mit durchhängendem Bauch und so üblem Mundgeruch, dass er ein Cruise-Missile hätte aufhalten können. Von Portia während des Aperitifs begünstigt zu werden, hieß, sich aus

nächster Nähe langsamer Folter auszusetzen. Pepe, Barbaras Jack Russell, war ein Temperamentsbündel und führte sich jedes Mal durch einen Luftsprung in Schoßhöhe ein. Er fletschte die Zähne, stob wie ein geölter Blitz durch die Wohnung, zerschlug dabei Waterford-Kristall und fegte Chips zu Boden, bis er sich mit absoluter Zielsicherheit auf der Person mit den teuersten Klamotten niederließ. Es gab im The Bury auch Katzen. Doch das waren jaulende, verwilderte Kreaturen, die mit grausigen, aus den Schnauzen baumelnden Kadaverresten vor dem Scheinwerferlicht flüchteten.

»Eins lass dir gesagt sein«, pflegte Bill zu rasonieren: »Wenn du Ratten hast, brauchst du auch hungrige Katzen und einen Terrier.«

»Wir haben keine Ratten«, antwortete Richard dann und erntete von Bill ein stillvergnühtes, hintergründiges Lächeln.

»Da spricht der Hampsteadler! Natürlich habt ihr verdammt Ratten, Dick. Euer Haus ist zwischen zwei Bauernhöfen eingeklemmt, und in der alten Bruchbude von Norman wimmelte es nur so davon, darauf kannst du wetten.«

Man ließ das Thema fallen. Sie hatten noch keine Ratte gesehen, und in einem Wochenendhaus Katzen und einen Hund zu halten, war nicht praktikabel. Das wusste Bill ganz genau, doch besaß er die freundliche Hartherzigkeit, die den Großgrundbesitzern der Oberschicht nun mal eigen war, und machte sich einen Spaß daraus, sie ein bisschen zu traktieren.

»Wir dachten, ihr wolltet schon gestern Abend kommen«, brummte er und drückte Isla einen hochprozentigen Gin und Richard einen großen Bells in die Hand. »Schätze mal, die paar Regentropfen haben euch davon abgehalten.«

»Nein, das war es nicht«, sagte Isla. »In der Stadt gab's Bombenalarm. Dadurch haben wir uns beide verspätet und mussten unsere Pläne ändern.«

»Wo war diese Bombe denn?«

»Es war nur ein Verdacht. In der Oxford Street.«

Barbara kam von der Küche herein. Sie trug ein langes indisches Baumwollkleid in Brauntönen und darüber eine Kaschmirstrickjacke und eine Plastikschrürze, die mit einer nackten Frauengestalt verziert